

wendung zu überlassen (bisher 10%). § 5 der Satzungen wurde dementsprechend geändert.

Die Münchener Tagung war nicht nur eine der reichhaltigsten und besuchtesten, die die Luther-Gesellschaft im Laufe ihrer siebenjährigen Geschichte gehabt hat, sie kann mit ihrer Einstellung auf die innerste Fragestellung der Reformation als ein Höhepunkt bezeichnet werden. Wir danken das herzlichst den Münchener Freunden und Vortragenden und erhoffen für Ortsgruppe, Landesteil und Gesamtgesellschaft nachreisende Frucht.



## Die Anfänge der Münchener evangelischen Gemeinde

Von Heinrich Gürsching, München

**S**ein Zeitgenosse erzählt von der seltsamen Gemütsbewegung, die das Münchener Volk ergriff, als 1799 die Glocken, zur Trauer geläutet, den Tod Karl Theodors verkündeten, wie dies Geläute unversehens Freude und Hoffnung anrührte und unverholener Jubel statt der Trauer dem neuen Monarchen Mar Joseph, der von Westen kam, entgegenschlug. Zu lange war Bayern nach einem alten quälenden System regiert worden; Karl Theodor hatte am Ende seines Lebens gerade an jenem Punkt gestanden, von dem aus sein früher Vorgänger Maximilian den streng katholischen Charakter Bayerns inauguriert hatte. Man weiß, daß Karl Theodors reaktionärer Eifer zum guten Teil aus der Furcht vor der Revolution herrührte; wie sehr er ihr dabei in die Hände hätte arbeiten können, wenn Mar Joseph nicht rechtzeitig den revolutionären Zündstoff auf dem Wege einer durchgreifenden Reform beseitigt hätte, hat er nicht geahnt.

Als anderwärts der so wohlmeinende und tatenfrohe Geistesaufschwung der Aufklärung bereits kräftig die Monarchen ergriffen hatte, so daß sie mit Toleranzedikten auf den Plan getreten waren, war in Bayern dem „Katholiken“ noch jegliches Fußfassen unmöglich, und hohen und niederen Orts wetteiferte man, die seit geraumer Zeit sich mehrenden Gesuche, in denen Protestanten die Erlaubnis zum Erwerb von Liegenschaften auf bayrischem Boden anstrebten, abzulehnen. Es war vorauszusehen, daß Mar Joseph und sein aufgeklärter Minister Montgelas, den man als den Vater

bayrischer und Münchener Toleranz bezeichnen muß, mit dem alten Gebrauche brechen würden, und zwar aus Gründen, denen irgendwelches religiöse Interesse durchaus fernlag.

Man muß sich die Denkformen eines so typischen Vertreters der Aufklärung, wie Montgelas es war, vor Augen halten, um seine Stellung zu den Problemen der Toleranz würdigen zu können. Die Determinanten in Montgelas' Werdegang sind die staatsrechtliche Schule bei Koch in Straßburg, wo die Prinzipien konsequentester Staatsouveränität gelehrt wurden, und die Zugehörigkeit zum Kreise der Münchener Illuminaten. Die Resultante, im Bezuge auf die kirchlichen Verhältnisse Bayerns, war bei ihm der feste Wille den Bayrischen Staat in vollkommener Weise über die bayrische (damals rein katholische) Kirche zu erheben, die Geistlichen zu Untertanen zu machen; er prägt das Wort: „L'Église est dans L'État et non l'État dans L'Église.“ Einem Mann, der so dachte, rückte das Problem der Toleranz ohne weiteres aus dem Gebiete der religiösen Ethik in das der Staatsraison. Toleranz ist in dem Augenblick zu proklamieren, da sich der Staat Vorteile aus ihr versprechen darf. Eine unbedingt utilitaristische Betrachtungsweise mischt sich bei Montgelas' Toleranzpolitik mit religiöser Gleichgültigkeit und wohl auch einem Schuß jener angenehmen menschenfreundlichen Optimistenmoral, die andersgeartete Zeitgenossen zu kühlerbegeisterten Sarastro-possen entzündete.

Das erste bayrische Toleranzedikt vom 10. November 1799 enthält denn auch den bezeichnenden Begründungssatz, daß die bisher geübte Praxis „von den nachteiligsten Folgen für die Beförderung der Industrie und Kultur“ gewesen sei. Dem Historiker steht das Bild einer denkwürdigen Entwicklung vor Augen, jene Anfänge der Nationalökonomie, die aus der Finanznot des vorrevolutionären Frankreich und der englischen Philosophie herausgewachsen waren; die Erinnerung hält bei gewissen Regierungsmaßnahmen Friedrichs des Großen und Josephs II. inne, bei den Einwanderungen vieler tausend Kolonisten in Preußen und Ungarn, die das Thema „Religion und Landeskultur“ längst aktuell gemacht hatten. In München ging 1800 eine Flugschrift „Der Toleranzprojektant“ um, die ausführlich dartut, welche Vorteile sich die bayrischen Lobredner der Toleranz, also die Montgelasfreunde, versprochen. Die Grundforderung für den aufgeklärten Regierer war seit Colbert das Staatvermögen zu vermehren. Man war damals des Glaubens, die protestantischen Länder seien reicher als die katholischen, ihre Bewohner galten als kunstfertiger und fleißiger, und so lag der Gedanke nahe, ihr Bekenntnis als das für die Interessen des Staates Vorteilhaftere

anzusprechen. Man wisse in protestantischen Landen nicht so viel von Festtagen und Prozessionen, die geeignet seien, von der Arbeit abzuhalten, es gäbe dort nicht so viel totes Kirchen- und Klosterkapital, die protestantische „Religion“ gewährleiste überhaupt größere Freiheit und Aufklärung des einzelnen, die ihn Neuerungen aller Art zugänglicher mache. Der Verfasser der Schrift selbst entpuppt sich sehr bald als ein Gegner der vorgetragenen Ansichten, indessen ist er frei von jedem Fanatismus und ein Anwalt der alten Zeit, soweit sie gut war.

Das Bestreben Max Josephs, durch Zuzug neuer, speziell protestantischer Volkselemente Gewerbe und Bodenkultur zu heben, ist zum Teil die Wurzel der Münchener evangelischen Stadtgemeinde und durchaus die Grundlage der altbayrischen Diasporagemeinden geworden. Es wäre demnach im Bereiche der Möglichkeit gelegen, daß die Münchener evangelische Gemeinde sich größtenteils aus der Schicht der Gewerbetreibenden gebildet und damit ein ähnliches Bild geboten hätte wie gewisse reformierte Gemeinden in Franken.

Aber der Charakter der entstehenden Münchener Gemeinde wird ebenso stark von anderer Seite bestimmt, zunächst äußerlich am meisten dadurch, daß die neue Kurfürstin Karoline, eine badische Prinzessin, evangelisch war und nach den Ehepакten für sich und ihre evangelische Umgebung die freie Übung ihres Bekenntnisses zugestanden bekommen hatte. Sie brachte als Kabinettsprediger den badischen Hofdiakon Ludwig Friedrich Schmidt mit, einen Mann, dem es vorbehalten war, nicht nur der erste Pfarrer der Münchener Gemeinde, sondern auch ein bedeutsames Mitglied des bald darauf entstehenden bayrischen Kirchenregiments zu werden.

Der Zusammenhang der Münchener evangelischen Gemeinde mit dem königlichen Haus ist anfangs am stärksten und hört mit dem Übertritt der Königin Marie ganz auf; er bestimmte mehr den äußeren Anlauf des Gemeindelebens als die soziale Struktur der Gemeinde selbst. Derjenige Faktor, der diese Struktur am nachhaltigsten zu modifizieren angetan war, ist bisher noch nicht erwähnt worden und ergibt sich aus der Erinnerung an die Erweckung neuen wissenschaftlichen Lebens, wie allenthalben, so auch in München. Wieviel war vorüber gegangen ohne das Bayern erschüttert worden wäre! Goethe hatte den größten Teil seiner Welt durchgemessen, auf der Höhe des deutschen Denkens stand bereits ein Fichte, dessen Lehre, wenn sie verstanden werden wollte, ein Außerstes an geistiger Disziplin erforderte, ein idealistisches Gebäude war errichtet, das ohne Bildung nur mißzuverstehen, niemals zu erwerben war. Der flache müßige Schlendrian an den bayrischen höheren Schulen war einer Erneuerung aus

sich nicht fähig, und es gab keinen Ausweg für das neue Regiment bei der spezifisch protestantischen Provenienz der neuen Bildung, als protestantische Gelehrte ins Land zu rufen.

Zunächst war es die Münchener Akademie, die reformiert wurde (Jacobi, Schelling), wenig später ging es an eine durchgreifende Neuorganisation des Mittelschulwesens im Sinne des Neuhumanismus (Thiersch, Niethammer), und endlich, 1826, bereits unter dem Zepher Ludwigs I., ward mit der Eröffnung der Münchener Universität eine Fülle protestantischer Intelligenz in die Hauptstadt berufen. Wie verschiedenartig muten jene Männer an, durchweg scharf umrissene Individualitäten! Wie spiegeln sie in ihrer Gesamtheit das reiche Leben des deutschen Geistes, wie es sich damals an der Grenzscheide zweier wesentlicher Generationen darbot! Wie scharf hebt sich das Zusammenspiel ihrer charakteristischen Meinungen ab von dem, was bisher in München gedacht und gesprochen worden war! Thiersch, der Neuhumanist, gehört zu jenen, die das Ideal griechischer Kalofagathie mit den Prinzipien christlichen Glaubens und Lebens zu verbinden wußten, seine Tätigkeit hat den hohen Schwung in das Erziehungsgeschäft getragen, der noch heute hier und dort nicht ganz verlorengegangen ist. Niethammer, ihm in mancher Hinsicht ähnlich, verrät einerseits noch durchaus jene kühle logische Dialektik, die eine Waffe des Rationalismus war (seine Tätigkeit im Dienste der obersten Kirchenbehörde ist für seine Beurteilung aufschlußreich); er ist aber ebenso sehr ein Mann der neuen Zeit und hat seinem Lutherverständnis ein Denkmal in einer Ausgabe von Luthers Predigten gesetzt. Bei ihm ist nichts von Romantik zu spüren, die andere, zu ihrem Heile oder Schaden, ergriffen hatte. Schelling ist geradezu ein Vorbild romantischer Gedankenfülle, und selbst ein Mann wie K. Fr. Roth, der zweite Präsident der bayrischen Landeskirche, hat sich das Beste romantischen Geistes zu eigen gemacht. Gerade ihm ist es gelungen, die wesentlichen Geistesströmungen seiner Zeit in sich zu harmonischer Ruhe zu vereinigen. Er hat sich in die Welt Hamanns, des „Magiers des Nordens“, vertieft, den man mit Pindar verglichen hat; er gab Hamanns Werke heraus, kurz nachdem er 1817 von der „Weisheit Martin Luthers“ Zeugnis abgelegt hatte. Einer seiner wichtigsten Freunde war der Philosoph Jacobi, der von sich bedauernd bekannte, daß ihm das Positivste des Christentums nicht zugänglich sei; er war nicht minder ein freudiger Freund der Erweckung evangelischen Lebens durch Männer, wie Krafft, die Brüderpaare Bomhard und Dietlen und wie sie alle heißen. Derjenige, der endlich am innigsten dieser evangelischsten Geistesrichtung anhing, war G. H. v. Schubert, der sein reiches und glückliches Schicksal selbst ein-

gehend beschrieben hat. Er war mittheilsamer, kindlicher geartet als Noth, und es scheint, als sei gerade er ein Segen für die Harmonie des Münchener Gelehrtenlebens gewesen. Noths Einfluß erstreckte sich über das ganze Land; man hat erst in jüngeren Zeiten erkannt, wie sehr sein starker Geist es verstanden hat, die Selbstbesinnung des Lutherthumes aus dem Bereiche der Einzelnen zu nehmen und zum kirchlichen Gemeingut zu machen. Der Naturwissenschaftler Schubert hat wohl auch in die Ferne gewirkt, indem er es ablehnte, sein religiöses Gemüt von seiner Wissenschaft, die damals begann den gefährlichen Weg reiner Empirie zu gehen, erdrosseln zu lassen. Doch beeinflusste seine mutige und klare Meinungsäußerung am heilsamsten seine unmittelbare Umgebung, und man kann vermuten, daß er in einiger Hinsicht die Wirkungen des Romantikers Schelling beeinträchtigt hat. Ein merkwürdiges Schauspiel, wie der norddeutsche Protestantismus im Herzen Süddeutschlands eine Stätte sucht und findet. Es gibt Zeugnisse genug, die erkennen lassen, wie viele der neuen Männer sich treulich zu ihrer Gemeinde hielten, wenn sie auch mit einer gewissen Behmut Vergleiche anstellten mit den festgeschlossenen Gemeinden, aus denen sie stammten.

So sei nun der Werdegang der Gemeinde selbst im Zusammenhange geschildert. Für die Frühzeit fließen die Quellen dünn, es hält bereits schwer, aus ihnen das äußerlichste Gerippe der Entwicklung zu erfahren, geschweige denn das Leben selbst. Kabinettsprediger Schmidt hatte, wie verlautet, bei seinem Erscheinen in München (wie ein zu gleicher Zeit aufziehender Scharfrichter) keine Wohnung finden können und war in der Residenz einquartiert worden. In der Residenz war es auch, wo für den Gottesdienst der Kurfürstin ein Saal als Hofkapelle eingerichtet und Palmarum 1800 eingeweiht wurde. Dieser Raum, der mehr einem Konzertsale gleich als einer Kirche, hat bis 1833 den Münchener Protestanten als Gotteshaus gedient. Dekan Boekh erzählt, daß der Geistliche wie auf dem Theater hinter einem quastenverzieren blauen Vorhange hervorschlüpfte, ehe er seine Predigt begann.

Der Kurfürst genehmigte sogleich, daß dem protestantischen Hofgottesdienst die in München lebenden Glaubensgenossen seiner Gemahlin anwohnen dürften; er hat sich aber gehütet, diesem Gottesdienst den Charakter eines Hofgottesdienstes zu nehmen. Auch nachdem 1806 die Errichtung einer regulären Pfarrgemeinde anbefohlen und Schmidt (neben ihm zunächst ein Vikar) zum Seelsorger derselben ernannt war, blieben die Kirchenbesucher gewissermaßen Gäste ihrer Fürstin. In diesem Verhältnisse haben die Münchener Protestanten, obwohl sie bald nach Tausenden zählten, weit über das Jahr 1818 hinaus ausgeharrt. Jenes Jahr bedeutet die Einführung der Verfassung

und veränderte damit, wie gezeigt werden wird, die Lage der Protestanten beträchtlich, einerseits zu ihren Gunsten.

Man muß den in jenem Zeitraum sich erweisenden Mangel an Initiative, der ein wirkliches, auch nach außen hin selbstbewußt auftretendes Gemeindeleben verhinderte, aus der Zeit erklären, die keine leichte, vielmehr für Bayern eine Schicksalszeit ersten Ranges gewesen ist. Bayern ist aus dem kleinen, in mehrere zusammenhanglose Teile gespaltenen Kurfürstentum ein festgefügtcs, arrondirtcs Königreich geworden, dem nur der territoriale Anschluß an die wiedergewonnene Rheinpfalz nicht mehr gelang. Dieser Prozeß, dem 27 früher selbständige Staatengebilde zum Opfer fielen, der die bayrischen Grenzpfähle zeitweilig bis weit in italienisches Sprachgebiet rückte, war begleitet von ständigen kriegerischen Erschütterungen, die mehr als einmal über das Land, ja über die Hauptstadt die Ängste unmittelbarer Gefahr brachten. Die Periode ist überdies bis 1813 beherrscht von dem Willen Napoleons, der Bayern zwar Schutz und gelegentliche Rettung angeheißen ließ, der aber dabei keineswegs uneigennützig handelte. Die ungeheuren finanziellen Opfer, die der Bayrische Staat ihm bringen mußte, werden wohl niemals erschöpfend berechnet werden können; es sei nur erwähnt, daß allein die von Napoleon vier Jahre lang ausgepreßten Bayreuther Domänengüter um 25 Millionen Gulden abgekauft werden mußten. Die finanzielle Misere des Staates, die Mittellosigkeit der jungen Münchener Gemeinde hat ihr Wachstum zwar nicht, aber ihre Konsolidierung erheblich beeinträchtigt. Es ist erwiesen, daß selbst die wenigen Ausgaben, die der Münchener Protestantismus damals erheischte, aus den Mitteln der vom Staate verwalteten fränkischen Stiftungen geschehen ist; wahrscheinlich ist sogar Schmidt von Anfang an dergestalt entlohnt worden. So blieb die Gemeinde sehr lange Zeit ein ziemlich willenloses Pflänzchen fürstlicher Gunst, zu lange, möchte man sagen, wenn man späterer Schwierigkeiten gedenkt.

Indessen lag die geleistete Arbeit auf einem moralischen Gebiet, und die hier gezeigten Erfolge sind schwerer meßbar, obwohl sie schwer wiegen. Es galt, die Möglichkeit des Zusammenlebens mit einer sehr eigentümlichen, katholischen, über alle Dinge des Daseins anders, zum Teil primitiver denkenden Bevölkerung aufzufinden. Auch der Monarch, der 1799 das Prinzip der Toleranz mit ziemlicher Schärfe zur Einführung gebracht hatte, war im weiteren Verlaufe der Ereignisse vorsichtig geworden und genehmigte nur das jeweils Notwendige. Er wollte 1803 den in den Münchener Spitälern liegenden Protestanten zwar geistlichen Zuspruch zukommen lassen, befahl aber dabei, daß diese Wohltat „auf eine den übrigen Kranken am wenigsten auffallende Weis“

geschehen möge. Noch gar lange dauerte es, bis sich der protestantische Pfarrer im Ornat auf der Straße blicken lassen konnte, und erst 1833 entschloß man sich zum feierlichen Zuge auf den Gottesacker.

Das Münchener Volk scheint sich den neuen Mitbürgern gegenüber einigermaßen zurückhaltend gezeigt zu haben, doch verlautet nichts von fanatischer Unduldsamkeit. Es wird gelegentlich, selbst aus späterer Zeit, erzählt, wie der evangelische Ritus, über den anscheinend recht abenteuerliche Vorstellungen lebendig waren, oft neugierige Zaungäste zu ertragen hatte, so daß man bei feierlichen Gelegenheiten Einlaßkarten für den Gottesdienst ausgab; doch die Leute scheinen eher befriedigt, als in ihren Gefühlen beleidigt gewesen zu sein. Der Volksfanatismus richtete sich in jenen Jahren gegen die Obrigkeit, die Klöster säkularisierte, Wallfahrten und Prozessionen aufhob, Votivbilder zerstörte und damit viel eher zum Haß Anlaß stiftete als die Protestanten, die keine Gelegenheit vorübergehen ließen, ihre tolerante Gesinnung zu betonen.

Die katholische Geistlichkeit verhielt sich so, daß ein Mann wie Schubert ihr hohes Lob gezollt hat. Sein Blick ruhte dabei freilich auf der edlen Erscheinung eines Sailer und auf wenigen anderen ihm ähnlichen Männern; die große Mehrzahl ihrer Standesgenossen war um kein Haar anders als die Tausende aufgeklärter protestantischer Geistlicher, die sich mit Vorliebe „Volkslehrer“ und ihre Predigten „Kanzelvorträge“ nannten. Von ihnen drohte keine Gefahr; die heilige Triebkraft, die erst mit Döllinger wieder in den deutschen Katholizismus kam und in den unteren Regionen freilich auch pfäffisches Gezeter neu erweckte, fehlte damals noch durchaus. Nur eines Kampfes ist im ersten Jahrzehnt zu gedenken, der die neue Gemeinde, wenn auch nur mittelbar, in Mitleidenschaft zog.

Es war die Abneigung einer kleinen Gruppe adeliger bayrischer Patrioten gegen die seit 1803 ins Land berufenen preussischen und sächsischen Gelehrten, gegen die der Heißsporn Christoph von Arétin mit offenen und heimlichen Mitteln Stimmung zu machen suchte. Es erschienen besonders in der Kriegszeit von 1809 Pamphlete, die die „Ausländer“ geradezu des Hochverrats bezichtigten. Die Angegriffenen waren hauptsächlich der würdige Jacobi, Präsident der Akademie, der Philologe Jacobs, der bald den Staub Münchens von den Füßen schüttelte, und der ältere Thiersch. Gefährlich und kindisch zugleich war die Kampfweise, die Arétin und seinen Genossen beliebte; Arétin setzte sich gelegentlich in eigener Person in die Hofkapelle, wenn Thiersch, der auch Theologe war, dort predigte — nur um ihn in Verlegenheit zu setzen. Es ist nicht festgestellt, aber immerhin wahrscheinlich, daß der Dolchstich, den ein Unbekannter

1811 dem großen Pädagogen verlegte, dem Treiben dieser strupellosen „Obskuranten“ zur Last zu legen ist. Der Dolchstoß ging fehl; von nun an aber ward Ruhe, denn die Regierung entschloß sich, dem häßlichen Schauspiel nicht länger zuzusehen. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß 1799 der Widerstand des Münchener Magistrates gegen die erste Toleranzverordnung des Monarchen von den alten „Ständen“ veranlaßt worden war, wenn man weiß, daß diese, gewappnet mit uralter Paragraphenweisheit, die letzten Nachhuten der untergehenden „deutschen Libertät“ im Kampf mit den neuen siegreichen Staatsprinzipien darstellten, der wird Aretin historisch besser verstehen, als wenn er die Diagnose nur auf gekränkte wissenschaftliche Eitelkeit oder gar religiöse Voreingenommenheit stellte. Die Hintergründe bei dem Spektakel sind andere als später zur Zeit Maximilians II., da man mit edleren Waffen und besser gerüstet wider Sybel und seinesgleichen anrannte.

Die Fülle des Erwähnenswerten wird kaum geringer, und stets will die Erzählung zurückschweifen, um neue Fäden aufzuheben, die in dem farbig gewirkten Bilde der der Gemeinde, deren Werdegang wir verfolgen, münden. Seit 1803 gliederte sich Bayern ausgesprochen protestantische Gebiete an; 1806 und 1810 kamen die französischen Marktgraffschaften sowie die großen Reichsstädte Augsburg und Nürnberg dazu, über deren Bedeutung für die Geschichte des Protestantismus überhaupt kein Wort zu verlieren ist. Welche Verbindlichkeiten erwuchsen damit dem neuen Landesherrn, der im Lauf der nächsten Jahrzehnte die Erbschaft des Summeepiskopates ziemlich stillschweigend übernahm, der die Kapitalien des evangelischen Stiftungsvermögens nicht minder brauchte wie die des katholischen — um den Staatskredit zu stärken! Daß die Jahre 1803, 1806 und 1810 neuen Zuzug von Protestanten in die Hauptstadt bedeuteten, soll nur nebenbei erwähnt sein; bedeutsamer war das sogleich in Erscheinung tretende Bestreben des Staates, das vielfältig geartete Kirchenwesen der neuen Provinzen in den Staatsorganismus einzugliedern, zu einer „Landeskirche“ zusammenzuschmelzen. Hier war keine Kurie, die hindernd und verweisend in den Weg trat, keine höhere Macht, die mit den Interessen des Staates konkurriert hätten. Es muß dem Aufklärer Montgelas eine Lust gewesen sein, in dem Bau der evangelischen Landeskirche Bayerns, der noch heute die Anzeichen seines Willens trägt, ein Werk zu stiften, wie es in den zähen Verhandlungen um das Konkordat mit Rom von 1817 nicht annähernd gelingen konnte. Man hat nie aufgehört, die seltsamen Unstimmigkeiten zu betonen, die zwischen dem Konkordat einerseits und der Staatsverfassung von 1818 im Hinblick auf die Abmachungen mit der protestantischen Kirche bestehen; das vor-

handene Recht bietet in Zukunft ebensosehr die Möglichkeit zur edelsten Toleranz wie zu den Praktiken eines Ministerium Abel. 1818 ist die auf Zentralisierung ausgehende, übrigens vorsichtig eingeleitete Entwicklung zu Ende, die mit der Schaffung eines Oberkonsistoriums in München der bayrischen Landeskirche ihr Schicksal zuweist. Das Oberkonsistorium bleibt dem Ministerium des Innern unterstellt. Die Schwierigkeiten, die sich hieraus ergeben haben, gehören kaum zur Sache; es gehört aber zur Sache, zu betonen, daß die Nähe der obersten Kirchenbehörde für die Münchener Gemeinde große Wichtigkeit hatte.

Nach 1818 ist für die Münchener Protestanten vielerlei anders geworden. Die nächsten Jahre bringen die Einrichtung des Kirchenvorstandes, die in München sofort durchgeführt wird. Aber die gewonnene Mündigkeit ist recht illusorisch; die mittellose Gemeinde, die nun kräftig daran geht, sich ein eigenes würdiges Gotteshaus zu erkämpfen, gerät notwendig in die papierene Maschine der Bureaukratie.

Die Geschichte der ersten evangelischen Kirche Münchens, die heute Matthäuskirche heißt, ist so eigentümlich und bietet so Wichtiges, daß sie wohl im Zusammenhang erwähnt werden darf. Als der König im Jahre 1806 nach dem Anfall der Markgrafschaft Ansbach das Bewußtsein neuer weitreichender Verpflichtungen den Protestanten gegenüber empfand, wies er der eben konstituierten Münchener Pfarrgemeinde die seit einigen Jahren säkularisierte St.-Salvator-Kirche zu. Dies Geschenk des Königs war aber mehr eine Anweisung auf die Zukunft als eine befriedigende Hilfeleistung, denn die Kirche war durch profanen Gebrauch verwahrlost und wäre ohne eingreifende Veränderungen nimmermehr benutzbar gewesen. Niemand war da, der die Auslagen, die nötig gewesen wären, hätte decken wollen. Die unsicheren politischen Verhältnisse, der vorläufig nicht unerträgliche Zustand, bei der Königin zu Gaste sein zu können, all dies hatte zur Folge, daß man das Ding vorläufig auf sich beruhen ließ, bis sich im Jahre 1818 von selbst ein neuer Weg in die Zukunft auftrat. Die neu gestiftete Volksvertretung sollte die soeben in der Verfassung kodifizierte Toleranzgesetzgebung vollends verwirklichen; sie sollte insbesondere der Münchener Gemeinde endlich zu der finanziellen Ausrüstung verhelfen, für die bisher keine gesetzliche Handhabe hatte ausgemittelt werden können. Man weiß, wie schwierig es war, die Ständeversammlung, besonders das Unterhaus, zu einer ersprießlichen positiven Tätigkeit zu erziehen, und es schien zunächst, als zeichnete sich das konstitutionelle Regiment vor dem bisherigen besonders durch seine eminente Schwerfälligkeit aus; Tatsache ist, daß der seit 1819 von keiner Seite mehr bestrittene Bau einer Münchener evangelischen Pfarrkirche, zu

dem die Stände die Mittel genehmigten, erst 1827 begonnen und 1833 beendet werden konnte. Ein gleich großer Zeitraum hatte genügt, Bayern aus einem Duodezfürstentum des Heiligen Römischen Reiches zum modernsten drittgrößten Staate auf deutschem Boden zu machen.

Für die Gemeinde stand zwar seit langer Zeit der Wunsch im Vordergrund, ein neues, dem Bedürfnis gänzlich entsprechendes Gotteshaus, eine „Kathedralkirche“, zu besitzen; man hatte diesem Wunsche zuliebe die St. Salvator-Kirche gar nicht angerührt; aber in der langen Wartezeit tauchten immer wieder Pläne auf, doch vorliebzunehmen und in der Salvatorkirche, die man zu renovieren gedachte, das größere Glück zu erwarten. Eine 1821 in ganz Bayern erhobene Kollekte, die 25 000 Gulden eintrug (Katholiken und Juden hatten beige-steuert), sollte diesem Zwecke dienen. Daß die Pläne nicht zur Ausführung kamen, ist dem Bestreben des Staates zuzuschreiben, die unbenützt daliegende Kirche wieder in die Hand zu bekommen; sie ist denn auch, sobald sie von den Protestanten abgetreten war, an die griechische Kirche weitergegeben worden. Die Salvatorkirche spielt in der ganzen Zeit die Rolle eines Faustpfandes der Protestanten und hat dabei sogar böses Blut gestiftet; das Oberkonsistorium, der eifrigste Sachwalter der Münchener Gemeinde nach oben hin, hatte in dem auf die Salvatorkirche bezüglichen Schriftwechsel mit dem Ministerium des Innern die ersten Prinzipienkämpfe um seine Kompetenz zu bestehen.

Diese Kämpfe gingen der Grundsteinlegung der neuen Kirche (5. August 1827) unmittelbar voraus und warfen ihren Schatten auf den feierlichen Akt. Die Vorbereitungen wurden bei der allerseits gereizten Stimmung unter peinlicher Beobachtung der gegenseitigen formalen Verpflichtungen getroffen und zeigen deshalb den fast komischen Wirrwarr der Kompetenzen gut auf. Man beobachtet ein eiliges Hin und Her von Aktenstücken auf dem doppelten Dienstweg, dem weltlichen, der vom Ministerium über die Kreisregierung zum Pfarramte lief, und dem geistlichen, der die gleichen Hauptbeteiligten über die Mittelbehörden des Oberkonsistoriums und Dekanates verband. Über dem Treiben stand der König, in dessen Hand die Entscheidung war, ob und wann das Fest überhaupt vonstatten gehen sollte. Das hat man glücklich acht Tage vorher erfahren. Die Einladungen der Ehrengäste ergingen in zwei Abteilungen teils vom Oberkonsistorium an geistliche, teils von der Kreisregierung an weltliche Persönlichkeiten, die zu unterscheiden unter den damaligen Verhältnissen oft nicht ganz leicht gewesen sein dürfte.

In den Komplex jener Ereignisse spielt auch der 1825 erfolgte Regierungswechsel

mit herein. Ludwig I., dessen romantisch-katholische Gesinnung bekannt war, wurde von den Protestanten mit einer gewissen Angst begrüßt, die allerdings nicht unmittelbar begründet war. Wer möchte auch einen Stein auf diesen lebenssprühenden, künstlerisch empfindenden Monarchen werfen, der sein München mit so herzlicher Liebe geschmückt hat, der für seine Person so frei war von jeder unedlen zelotischen Regung! Er hat sich, obwohl er 1818 über die den Protestanten Bayerns zugestandenen Gesetze sehr ungehalten war, gleichwohl in den Bahnen des Rechts gehalten, wenn er auch gegen Ende seiner Regierungszeit die Rechtsauslegung des Ministers Abel länger, als gut war, 'guthieß. Aber eines kann nicht bezweifelt werden, daß unter seinem Regiment bei Beurteilung konfessioneller Fragen die ehemals so liberal gehandhabte Toleranz zur paritätischen Berechnung werden mußte. Parität ist möglich, auch da, wo die Toleranz fehlt; im alten Reiche ist sie hier und dort mit großer Kraftanstrengung bis zum Zusammenbruch aufrechterhalten worden. In der Reichsstadt Augsburg waren sogar die Wirtshäuser paritätisch verteilt, und es ist bezeichnend, wie gründlich 1806 die bayrischen Erben der Stadt mit diesem Reste alter Übung aufgeräumt hatten. Die Münchener Protestanten, wie ihre Brüder im ganzen Lande, mußten in Zukunft leider oft genug zurückkehren zu Deduktionen ihrer Rechte, die nicht so schön anmuten wie die herzliche Zwiesprache, die man mit Vater Max gepflogen hatte.

In einem Punkte aber hat Ludwig I. die Erwartungen seiner Münchener Protestanten weit übertroffen: Die Kathedrale, die nunmehr erstand, war „prächtig und herrlich“, ein Schmuck der Stadt. Es dämmert kühles Griechentum in der Tempelrotunde unter dem kassettierten Dach; niemand hatte so viel Aufwand gewollt. In der Region der Kunst kannte der König die Zurückhaltung nicht, die er ein andermal, bei einer kleinen, aber notwendigen Forderung der Protestanten, in der Randbemerkung ausdrückte: „Wie ich auch an der Geistlichkeit Theil nehme, kann ich dermalen nicht die beantragten Vermehrungen bewilligen.“

So wäre denn das Äußerliche einer Entwicklung in großen Zügen dargetan, die überraschend klaren, aus der Zeit gewachsenen Bedingungen derselben aufgezeigt. Das innere Leben, das in der äußeren Form mit der Wärme des jungen Blutes floß, ist von dem Forscher um so viel schwerer einzufangen, als das Unsichtbare vom Sichtbaren entfernt ist. Wir blicken mit Sehnsucht in die Morgendämmerung des Urchristentums zurück, das uns unsere Phantasie als eine Zeit reiner, spontaner Menschlichkeit malt. Die Gemeinde, die sich in München zu Beginn des vorigen Jahrhunderts zusammensindet, zusammengewürfelt aus allen sozialen Schichten, aus den verschieden-

sten deutschen Stämmen, vermag ähnliche Sympathien zu wecken. Die Berichte erzählen von viel Opferthum, von selbstverständlichen Zusammenhalt, von Dankbarkeit. Im Kirchenvorstand saß der Handwerksmeister neben dem Grafen. Die ersten Pfarrer der Gemeinde hatten so viel praktische, in die Zukunft weisende Aufgaben, daß das von ihnen gepredigte Wort von selber wertvoll und schwer wurde. Der Verfasser kennt nur einen kurzen Passus aus der Predigt des Kabinettspredigers, der in jedem Wort den Sohn der Aufklärung spiegelt — indessen, mit Liebe gehört, wie mochte das zu Herzengegangen sein! Schmidt war eine aristokratische und feine Natur. Sein Wesen hing wohl nicht an Spekulationen. Seine Hauptfunktion als Hofprediger enthob ihn später den trüberen Erfahrungen, die die anderen Geistlichen bei der Einrichtung kirchlicher Ordnung zu machen hatten. Es ist kein leichtes Ding, eine so rasch aufwachsende Gemeinde zu versorgen, für alle dazusein, hier zu vermitteln, dort standhaft zu bleiben, den Betrieb zu vereinfachen und die Heiterkeit der Seele zu bewahren. Mancher ist erschreckt geflohen.

Die Geistlichen der Gemeinde hatten von Anfang an ein starkes Gefühl für die Eigenart der Verhältnisse, in die sie sich gestellt sahen. Es ist bezeichnend, daß 1828 ein Vikar, dem dieses Gefühl abging, ohne viel Federlesens entfernt wurde. Man war sich der Verantwortung bewußt, die man für eine junge Sache stets trägt; es galt, eine Tradition zu schaffen. Es ist ein schönes Schauspiel, wie im dritten Jahrzehnt des Jahrhunderts auf dem reichen Geschichtsboden des fränkischen Landes die Erneuerung tiefer religiöser Erkenntnis anhebt, von der bald die evangelische Welt ergriffen wurde. Der „religiöse Freiheitskrieg“ ging von Männern und Gemeinden aus, die das Glück längst geschlichteter althergebrachter kirchlicher Ordnung genossen. Die Münchener Geistlichen der Frühzeit maßen sich nicht die Aufgabe zu Kämpfer des Geistes zu sein; sie waren Pioniere eines praktischen Kirchentumes. So haben die bedeutsamen Lehrkämpfe, die seit Brandts Homiletisch-Liturgischem Korrespondenzblatt (1823) in Franken anhuben, in München keinen starken Widerhall gefunden. Gewisse, in Franken historisch verständliche Auswüchse lutherischen Glaubenseifers, wie etwa Köhes Unionsabscheu (er steigert sich zu der Frage, ob es Sünde sei, die Baseler Missionsanstalt zu unterstützen!), hätten in München nicht in Erscheinung treten können. Anderswo hat der neue Geist wie ein Sturm die Gemeinden ergriffen, in München geschah die Erneuerung unvermerkt; es ist, als ob die tätige urchristlich gestimmte Schar auch unter der alten Denk- und Ausdrucksform das Beste dessen schon besessen hätte, was dort so über die Maßen neu erschien.

Die Münchener evangelische Gemeinde hat ihr Leben als die Gemeinde einer modernen Stadt begonnen, ohne alten Ballast im guten oder schlechten Sinne. Die Stadt sprengt den engen Ring ihrer Mauern, und mehr und mehr hält die Industrie Einzug in das uneingeengte Weichbild. Ihr Troß sind Heere von Arbeitern, denen gegenüber die Kirche ihre letzten schwersten Aufgaben übernimmt. Die Münchener Gemeinde der Frühzeit hat sich in eine große Anzahl jüngerer Gemeinden spalten müssen. Die Folgen dieses Prozesses zu betrachten, ist nicht Zweck dieses Aufsages. Es ist nur natürlich, daß in dem Treiben der Großstadt die Erinnerung an die Geschichte zum großen Teil verlorengegangen ist. Wichtiger ist, ob die Geschichte ein Ergebnis gezeitigt hat, in dem man zu leben vermag. Die Münchener Evangelische Gemeinde begann in der Zeit der Aufklärung und hat es erlebt, wie sich in ihrem Bereiche der zur starken Besinnung auf sein Wesen gelangte lutherische Protestantismus mit der Romantik begegnete und das Übergewicht behielt. Dieses Erlebnis ist eine Mitgift geblieben, die nicht aufgezehrt werden konnte.



## Schwedisches Luthertum Von Edvard Lehmann-Lund\*

**W**enn ein Mensch aus Venezuela oder Paraguay, der natürlich vom Protestantismus nichts weiß, das Wort Luthertum zufällig hörte und fragte, wo diese Konfession zu Hause ist, könnte man ihm eine Karte unterbreiten und ihm die Ostsee im Norden Europas zeigen. Man könnte ihm erklären, wie um diese Ostsee herum eine Reihe von Ländern liegt, die alle zum lutherischen Bekenntnis gehören: Deutschland, Dänemark, Skandinavische Halbinsel, Finnland und die baltischen Randstaaten. Diese und eigentlich nur diese, bilden das Territorium des Luthertums; sporadische Gemeinden natürlich auch anderswo.

Es sind nicht nur die Küsten. In Deutschland erstreckt sich das Luthertum tief hinein, und zwar in der Form von zwei Dreiecken, die ihre gemeinsame Grundlinie an der

---

\* Dieser auf der Hauptversammlung in Lübeck gehaltene, bisher wegen der durch die Inflationszeit gegebenen Druckschwierigkeiten zurückgestellte Vortrag wird im Jahre der Stockholmer Weltkonferenz um so aufmerksamere Leser finden.